

# Angst und Hoffnung

Bettina Hitzer über die Gefühlsgeschichte der Krankheit Krebs im zwanzigsten Jahrhundert

VON BIRTE FÖRSTER

Als mein Großvater 1980 unmittelbar nach seinem 60. Geburtstag ins Koma fiel und eine Woche später an einer aggressiven Form von Leukämie starb, hatte niemand in seiner Familie – und wohl auch er nicht – von seiner Krebserkrankung gewusst. Bei seinem letzten Check-up hatte der schon recht betagte Hausarzt ihm die Erkrankung vermutlich verschwiegen, eine Praxis, die fast das gesamte zwanzigste Jahrhundert lang üblich war, wie man in Bettina Hitzers Buch „Krebs fühlen“ erfahren kann. Man wollte den Erkrankten die Hoffnung auf ein Weiterleben nicht nehmen, sie nicht in Verzweiflung stürzen, ihnen ihre Würde lassen. Das war die weit verbreitete Haltung unter den behandelnden Medizinerinnen, trotz anderslautender Gerichtsbeschlüsse aus den Jahren 1932, 1940 und 1959, die das Selbstbestimmungsrecht der Krebskranken stärkten.

Das Verschweigen nahm den Erkrankten die Möglichkeit, ihre Angelegenheiten zu regeln und ihren Angehörigen jene, mit ihnen über das Sterben und ihre Gefühle zu sprechen, sie gar zu haben. Dass wir heute informierte Patientinnen und Patienten für das Ideal und ein wie auch immer reflektiertes Sterben für die beste Lösung halten, ist das Ergebnis der „Emotionsgeschichte des 20. Jahrhunderts“, wie das Buch im Untertitel heißt. Ein Gefühl wie Hoffnung ist nicht nur universal als Konzept und individuell in der Erfahrung, es ist auch historisch als ein Ergebnis sozialer Kommunikation und Aushandlung.

**Obwohl viele ihren Zustand ahnten, wurde lange die Praxis des Verschweigens beibehalten**

Mit diesen „historisch geprägten Fühlweisen“ als rotem Faden nähert sich die Berliner Historikerin ihrem Thema, dem Forschen, Erkennen, dem Sprechen über und dem Erfahren von Krebs. Entstanden ist so ein beeindruckendes Panorama der vielfältigen und sich zugleich wandelnden Verflechtungen von Gefühlen – namentlich Angst und Hoffnung – mit dieser Krankheit, von medizinischen und gesellschaftlichen Vorstellungswelten und der Veränderung dieser Welten und Gefühle. Die Diagnose „Zellveränderungen“ ist allgegenwärtig. Wer jemals dieses Wort in einer Praxis oder von seinen Lieben gehört hat, weiß um die Verunsicherung, die Angst, die es mit sich bringt. Gefühle und Krebs sind eng mit einander verwoben, deshalb leuchtet es auch unmittelbar ein, sich diesem Thema emotionsgeschichtlich zu nähern. Gefühle spielten schon bei der Ursachenforschung eine Rolle – wie Krebs entstand, ob durch Infektionen, parasitär, durch Hormone, chemische Stoffe, ob er vererbt wurde, waren Fragen die Mediziner vor allem in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts beschäftigten. Hinzu kamen psychosomatische Forschungen. Bereits in den 1920er Jahren wusste man, dass Frauen überwiegend an den Geschlechtsorganen erkrankten und zwar vor allem zwischen 30 und 60, in einem Lebensabschnitt also, in dem sie „gebraucht“ wurden.

Der Psychoanalytiker Georg Groddeck stellte 1926 Überlegungen dazu an, was Kindheitserfahrungen und verdrängte Konflikte mit späteren Erkrankungen zu tun haben könnten und verbob etablierte Vorstellungen von Frauen als „Gefühlswesen“ mit seiner Diagnostik. „Krebs mit nicht ausgelebter weiblicher Sexualität und versagter Mütterlichkeit in Beziehung zu setzen“ war eine Tendenz in der Psychosomatik, die auch in den Fünfzigerjahren in wieder aufkam. Eine New Yorker Studie versuchte, „Krebspersönlichkeiten“ auszumachen, die in der Kindheitsprägung von Weiblichkeit, Sexualität und Gefühl und deren Verdrängung begründet schienen.

Immerhin ging es nun um die weibliche Gefühlshaltung und weniger um die Unfähigkeit, Gefühle zu kontrollieren. Doch zugleich kam ein dominantes Paradigma der Nachkriegspsychologie zum Tragen: die Schuld der Mutter. Auch die in den Sechzigerjahren aufkommende Stressforschung hielt das Mutter-Kind-Verhältnis für einen wichtigen, aber nicht den alleinigen Faktor für eine Erkrankung. Das politisierte Verständnis von Psychosomatik in den Siebzigerjahren machte die Verdrängung von Trauer, Angst und Zorn verantwortlich. Wütend schrieb Susan Sontag 1978 in „Krankheit als Metapher“ gegen die darin enthaltene Schuldzuweisung für den eigenen Krebs an.

Diese Verantwortung spielte auch bei der Diagnostik von Krebs eine wichtige Rolle: Aufklärungskampagnen erklärten das frühe Erkennen einer Krebserkrankung schon um 1900 zur Grundlage von Heilungschancen. Wer das kurze Zeitfenster der Früherkennung verpasste, seinen Körper nicht auf die entsprechenden Symptome hin beobachtete, konnte damit nicht nur sich selbst, sondern auch die Familie ins Unglück stürzen. Dennoch begaben sich viele Menschen nicht in Behandlung und wurden auch von ihren Ärzten nicht dazu angehalten, denn die hielt eine Heilung oft für unwahrscheinlich.

Tatsächlich war es keineswegs sicher, dass eine frühe Operation die Heilungschancen verbessern würde. Die Aufklärer betrieben ein dosiertes „Angstmanagement“, das mit ihrem Doppelbegriff von Gefühl zu tun hatte. Sie zielten auf das moralphilosophische Gefühl Angst, das aus ihrer Sicht trotz der Furcht vor einer Diagnose zum erwünschten Verhalten (Untersuchung und Behandlung) führen konnte. Nicht erwünscht war die physiologische, auf den Körper wirkende Seite des Gefühls, denn Angst konnte die Narkose vor Operationen beeinträchtigen. Auch gegen „falsche Scham“ vor einer gynäkologischen Untersuchung gingen sie vor, wollten das Arzt-Patientin-Verhältnis als ein vertrauensvolles wissen und übersahen dabei den Kontext der Scham: eine Spekulation-Untersuchung war vor dem Ersten Weltkrieg für Prostituierte ein Zwang gewesen, sie stand für Geschlechtskrankheiten, zudem war noch immer die Ansicht verbreitet, Krebs sei ansteckend.

Im Nationalsozialismus war Krebs nicht nur eine individuelle Erkrankung sondern auch ein „Schaden am Volkskörper“, zugleich herrschte die Vorstellung, die richtige Lebensführung könne Krebs verhindern. Der nationalsozialistische Mensch stellte sich seiner Angst vor einer Diagnose

und verwandelte sie in Mut. Krebserkrankte hingegen waren ihrer „Gesundheitspflicht“ nicht nachgekommen, wurden zunehmend stigmatisiert, ihre Pflege zum Teil vernachlässigt – mit noch unerforschten Folgen.

Auch in der Nachkriegszeit spielte die Prophylaxe eine zentrale Rolle, doch in der DDR war sie positiv konnotiert. Die kostenlose Krebsvorsorge wurde von Frauen so gut angenommen, dass es zu Engpässen kam, die Nachfrage entsprach damit dem sozialistischen „Ideal der informiert und überlegt handelnden Frau“, der man auch ein monatliches Selbstscreening der Brust anvertrauen konnte. In der Bundesrepublik herrschten hingegen der erhobene Zeigefinger und die individuelle Verantwortung, allerdings entdeckten Umfragen in den Siebziger Jahren Männer als die eigentlichen „Sorgenkinder“ gesundheitlicher Vorsorge. Sie blieben der Prophylaxe in großen Teilen fern. Dabei wurde der Krebs immer öffentlicher. Schon in den 1950er Jahren hatte ein vermehrtes Sprechen über den Krebs eingesetzt und war in Person des an Darmkrebs erkrankten amerikanischen Außenministers John Foster Dulles, als Kolumne „Dr. med. Fabian“ in der Bunte oder in Christa Wolfs Roman „Nachdenken über Christa T.“ (1968) medial präsent.

Zugleich wurde die Praxis des Verschweigens der Erkrankung beibehalten, obwohl die Patienten ihren Zustand ahnten oder Diagnosenummern zu entziffern wussten. Maxie Wander öffnete 1977 einfach den Arztbrief und erfuhr so von ihren Metastasen, Hildegard Knef pochte in „Das Urteil“ (1975) auf die Selbstbehauptung gegenüber der Medizin als System.

## Selbstverschuldete Ruhelosigkeit

Bernhard Pörksen und Friedemann Schulz von Thun im Dialog

Ein Zeitdiagnostiker ist dann so richtig erfolgreich, wenn er nicht nur von anderen zitiert wird, sondern sich selbst zitierend seine Diagnose in verschiedenen Formen ausführen kann. Andererseits verhält es sich mit den gesellschaftlichen Diagnosen nicht viel anders als mit denen in der Medizin. Das Reden darüber wird bald zur Belastung für alle Beteiligten, wenn kein Behandlungsplan und keine Genesung erfolgt. Der Tübinger Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen hat 2018 ein klassisches Zeitdiagnosenwerk mit dem Titel „Die gereizte Gesellschaft“ veröffentlicht, ein ziemlich interessantes Buch. Darin konstatierte er im Einklang mit der Wahrnehmung vieler anderer Medienbürger ein aggressives „Kommunikationsklima“. Nun hat er sich mit dem Kommunikationspsychologen Friedemann Schulz von Thun für ein Buch „Über den Dialog in Gesellschaft und Politik“ zusammengetan.

Es gelte, die „Gefährdung von Gespräch und Diskurs“ zu klären, erklärt Pörksen im Einleitungskapitel, das in einem wortreichen Sprachwimmelbild-Stil geschrieben ist: „die Grammatik der Digitalisierung“, die „Architektur der Kommunikation“, „der Aufstieg aus der selbstverschuldeten Ruhelosigkeit“. Über vierzig Seiten geht das so, und auf jeder Seite muss man sich zusätzlich mindestens ein halbklares Beispiel aus dem Silicon Valley, von Donald Trump, einer wo auch immer angesiedelten „Political-Correctness-Bewegung“, Facebookstudien oder Polit-Talkshows der letzten fünf Jahre reinziehen. Das ist Kopfnick-Reflex-Lektüre für Bildungsbürger mit zu vielen offenen

Browsertabs. Wenn man Pörksen bereits gelesen hat, bekommt man den Eindruck des intellektuellen Selbst-Recyclings. Aber selbst wenn nicht: Wer sollte ein Buch lesen, das sich mit der „Kunst des Miteinander-Redens“ befasst, der nicht ohnehin schon begriffen hat, dass es um diese nicht zum Besten steht? Wozu so wahn-sinnig viel Problembeschreibung?



**Bernhard Pörksen, Friedemann Schulz von Thun: Die Kunst des Miteinander-Redens. Über den Dialog in Gesellschaft und Politik.** Carl Hanser Verlag, München 2020. 223 Seiten, 20 Euro.

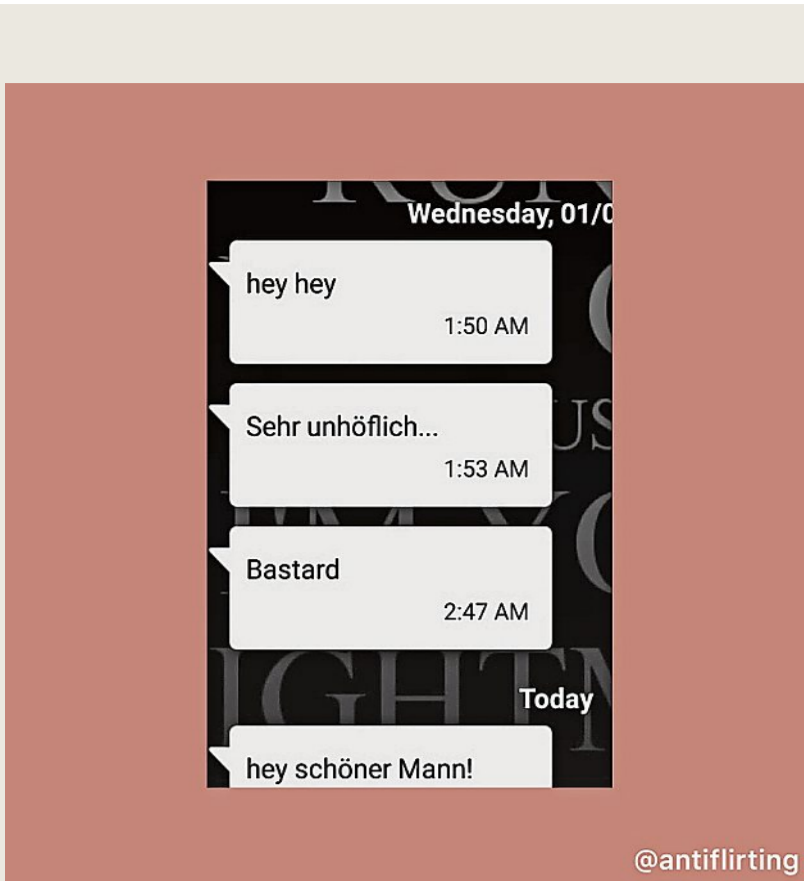
Was die nächste Frage an das Buch eröffnet, nämlich wer hier eigentlich miteinander reden soll. In der allgemeinen Setzung von Dialog, Politik, Gesellschaft liegt ein Schwachpunkt des Schreibens über das Reden. Wie Schulz von Thun selbst an einer Stelle sagt: „Es kommt auf den Kontext an.“ Die Autoren vermischen aber sämtliche Formen der Verständigung, die Vermittlung von Information durch Massenmedien, den öffentlichen Meinungsaustausch, die institutionelle Kommunikation. Alles wird in einen großen Topf geworfen, der „Dialog“ heißt, aber so gut wie nie einer ist. Anders ist das im Buch selbst. Die beiden Experten schreiben im Ge-

spräch über „Polarisierung“, „Grenzen des Dialogs“, „Transparenz und Skandal“ und „Desinformation“. Der ältere Schulz von Thun gibt den Sokrates zu Platon Pörksen, mit der Lebensklugheit des Psychologen und diversen „Wertediagrammen“ ausgestattet (dabei handelt es sich um Begriffs-vierecke, deren Hauptfunktion darin besteht, dass Kommunikationstrainer sie an White Boards malen können).

In diesen Dialogen findet sich analytische Schärfe, psychologische Intelligenz und auch Witz. Etwa, wenn Pörksen ganz ungeniert wie ein junger Hund an einem Thesenknochen kaut, den Schulz von Thun als hohl entlarvt: „Für dieses Beispiel mussten Sie aber jetzt ins Südkorea des Jahres 2005 reisen.“ Umgekehrt macht es Spaß, wie der positionierungsfreudige Pörksen seinen dauerbesonnenen und abgeklärten Gesprächspartner aus der Reserve lockt.

Aber diese Stellen muss man suchen. Dazwischen wird viel gelabert, fast immer aus der Perspektive des Coaches oder Wissenschaftlers. Das hat den Beteiligten sicher Vergnügen gemacht, deren Beruf es ist, sich auf der Metaebene mit Kommunikation zu beschäftigen. Es hilft aber nicht denen, die Dialoge aus anderen Gründen führen, um etwas zu erreichen, beispielsweise, oder um etwas zu verhindern. Vor allem aber führt dieser Dialog über den Dialog vor Augen, dass zum Thema „Reden“ vielleicht langsam genug gesagt ist. Und dass an einer Gesellschaft vor allem die Verhältnisse interessant sind, innerhalb derer gesprochen wird, und nicht so sehr die Formen.

MEREDITH HAAF



@antiflirting



@antiflirting

@antiflirting2, empfohlen von Valerie Fritsch („Herzklappen von Johnson und Johnson“)

„Ein Account, der anonym Screenshots von Gesprächen zeigt, die in Beleidigungen, Belästigungen und Drohungen umschlagen, und wie ein Brennglas auf die schlechtesten Seiten des Menschen wirkt. Schrecklich und interessant gleichermaßen. Da er kürzlich ob der expliziten Inhalte auf Instagram gesperrt wurde, gibt es ihn nun als antiflirting2.“

Doch es kam auch zu Veränderungen. In Balint-Gruppen reflektierte medizinisches Personal seine Tätigkeit, zunehmend wurden die Vorteile der Offenheit für Kranke, Angehörige und Pflegepersonal diskutiert. Heute gehört es zum Curriculum des Medizinstudiums, Gespräche mit Totkranken zu führen. Die Hoffnung auf ein Überleben um 1900 aber ist seit den Neunzigern einer alltäglichen, kleinschrit-

tigen Hoffnung auf Linderung und Fürsorge gewichen, Lebensqualität ist an die Stelle des Überlebens gerückt.

Bettina Hitzer beschreibt die Emotionsgeschichte von Krebs als eine vielseitig verbundene, nicht geradlinige und zum Ende hin offene Geschichte, die immer wieder neu ansetzen muss. Scheinbar ein passantes ist ihrem fesselnden Buch noch etwas gelungen. Es geht zumindest bei den Er-

kranke um Frauen und Männer jeder sozialen Herkunft, denen die Autorin – vermittelt über den ärztlichen Blick aus Krankenakten und direkter aus Selbstzeugnissen – eine Stimme verleiht.

**Bettina Hitzer: Krebs fühlen. Eine Emotionsgeschichte des 20. Jahrhunderts.** Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2020. 540 Seiten, 28 Euro.

»Eines der brilliantesten und intelligentesten Bücher über Politik seit vielen Jahren.«

New Statesman



David Runciman  
**So endet die Demokratie**  
2020 · 232 Seiten · € 19,95

Donald Trump wird die Demokratie nicht zugrunde richten, so ist David Runciman überzeugt. Viel gefährlicher wird ihr Mark Zuckerberg, der ein System geschaffen hat, das sich von den demokratischen Institutionen nicht mehr kontrollieren lässt. Die Demokratie könnte also eines Tages Opfer des technologischen Fortschritts werden. David Runciman beschreibt die Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Demokratie klar und kraftvoll. Sein Buch handelt von ihren Stärken und Schwächen und entwirft verschiedene Szenarien, wie es nach ihrem Ende weitergehen könnte.

campus.de

campus  
Frankfurt. New York